

Die alti Tante

Autor(en): **Wüterich-Muralt, E.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **2 (1912)**

Heft 52

PDF erstellt am: **25.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-644819>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

den und verging fast vor Ungeduld, bis man die Binde für immer abnahm. Aber dieses Abwarten mußte selber ein Glück sein, ein sich jede Stunde erneuerndes. Vierzehn Tage mußte das Kind aushalten, aber es nahm sich zusammen und rührte nie wieder an den Verband. Und machte seine Hand einmal unwillkürlich eine Bewegung gegen die verbundenen Augen hin, so war sicher der Köbels da und ermahnte es väterlich: „Mußt nicht!“ Das zweite Mal war die Lichtempfindung schon stärker, die Freude fast ebenso groß wie das erste Mal, immer ungezügelter wurden die Bitten, es doch ohne Verband zu lassen.

Nach vierzehn Tagen setzte man Hanneli die Brille auf, und nun mochte die Welt ihren freudigen Einzug halten in die bisher dunkle Kammer. So hatte ich es mir wenigstens ausgemalt. Aber nun kam die Enttäuschung einhergehinkt. Das Kind sah noch alles im Nebel, die Dinge waren ihm viel undeutlicher, als es sie mit den Fingern begriffen hatte, es fürchtete sich vor ihnen, es war von einer beständigen Angst verfolgt. Mit Bett, Stuhl und Tisch, mit mir, mit den Kameraden hatte es vor der Operation fest umzugehen gelernt, jetzt war ihm alles schreckhaft, so ganz anders, gröber, als es gedacht hatte, die Ärzte mit ihren Wärten brachten es geradezu in Entsetzen, ich glaube, es hätte gerne wieder eine Decke über alles gezogen und wäre am liebsten in die Welt mit den dunkeln Dingen zurückgekehrt.

Einmal kamen Vater und Mutter zusammen auf Besuch. Die Mutter hatte einen großen Weidenkorb am Arm und begrüßte das Kind mit den Worten: „So, siehst du jetzt? Das ist recht, wenn's auch gekostet hat, man kann jetzt doch etwas mit dir anfangen und hat weniger Mühe mit dir. Da hast du einen Bagen, aber verlier ihn nicht.“ Sie war auch mir gegenüber gnädiger, aber man sah es ihr an, das Glück des Kindes war ihr nicht tiefer als bis zur Haut gedrungen. Anders der Vater. Er suchte ihr durch die Brille in die Augen zu gucken, lachte in sich hinein und sagte: „Siehst du mich, Hanni? Schau, so siehst jetzt dein Vater aus. Gelt, er ist ein Wüster? Es ist uns nun doch ein großmächtiges Glück begegnet.“ Dann nahm er die Kleine unter den Armen zwischen seine rauhen Hände und drehte sie herum, wie man etwa einen Stock zwischen den Fingern dreht, und dabei ließen ihm ein paar große Tropfen über die Backen. Das war seine Art, dem Glück Ausdruck zu geben.

Und das Kind! Es fing heftig zu weinen an, wie es seit der Zeit, da es die Wirklichkeit mit Augen kennen lernte, oft getan hatte. Der Vater war ratlos, und auch ich habe

den Zustand der Kleinen erst nach und nach begriffen. Sie hatte die alte Welt, die sie sich in sieben Jahren mit der Phantasie geschaffen, verloren, und sich in der neuen noch nicht zurechtgefunden, wie vom Mond gefallen, stand sie unter uns, unsicherer, hilfloser als je, so weltverlassen, als man nur sein kann. Wie einem Wiegenkind war ihr ja noch alles neu, Farbe, Glanz, Ferne und Nähe, all das Zusammenspiel der Dinge im Raum, selbst die Form mußte ihr als etwas Neues entgegentreten. Ich glaube, sie fühlte sich namenlos unglücklich, als der fremde Vater sie zwischen den Händen drehte.

Das gab sich freilich im Verlauf der Wochen. Hanneli fand sich nach und nach zurecht, das Sehen wurde ihm mit der Zeit alltäglich, die neue Welt die Welt des Alltags. Als es entlassen wurde, fragte ich es beim Abschiednehmen: „Gelt, du bist froh, daß du heim kannst?“

„Ja schon, aber ich habe jetzt den Köbel nicht mehr,“ entgegnete es.

„Dafür siehst du jetzt, Hanneli!“

„Ja schon,“ sagte es fast gleichgültig, „aber ich habe doch immer gesehen.“

Was bedeutete das? War das Undankbarkeit? Oder waren ihm die beiden Welten so ineinander verflossen, daß es sie nicht mehr auseinanderhalten konnte? War ihm seine glücklichste Stunde schon nach acht Wochen im Gedächtnis verblaßt? Wer kann das sagen?

Ich weiß nicht, was aus dem Mädchen geworden ist; aber wenn es jetzt unter uns säße und wir es fragten: „Bist du auch schon einmal glücklich gewesen, weißt du, so recht glücklich?“ ich glaube, es würde sich eine Weile besinnen und schließlich antworten: „So recht glücklich? Ich weiß es nicht.“

„Und als man dir den Star stach?“

„Aha, im Spital? Oh, das war eine schreckliche Zeit!“

So schloß die Dame. Einer der Herren meinte trocken: „Warum sollte es nicht so reden? Ist es nicht immer schmerzhaft, wenn man uns den Star sticht?“

In diesem Augenblick klangen vom Turm die Glocken zusammen und läuteten das neue Jahr ein. Wie ein mächtiger Jubelgesang hallte es durch die Winternacht. Wir erhoben uns: „Glück auf!“ Freudig und unüberlegt sprang das Wort von den Lippen, von den nämlichen, die eben so skeptisch vom Glück gesprochen hatten. Als die Gläser ihr kleines Geläute zu dem großen anstimmten, sagte einer, wie mit verstellter Stimme, so daß man nicht recht wußte, wer es war: „Wir wollen uns bessern im neuen Jahr.“

□ □ Die alti Tante. □ □

Sie sîst a ihrem Erkerfänjdter
Am Arbeitstisch, jahruus, jahry,
Gar aerjdhtig luegt sie geng vorabe
Und schaffft für Lüütli groß und chly.
Es isch ganz unentbehrlich worde,
D's alt Canteli im Silberhaar,
Und geng isch's zfriede, frösch und fröhlich,
Troß syne süßesiebezg Jahr.

Wie isch es geng parat zum Hälfe!
Wie isch es doch so tuußigs gschickt,
Ganz Bärg Schrümpf het äs ischo glismet
Und Höfeli und Röckli gßickt.
Da heißt es mängisch: „Gäll ja Canti,
Du näihjd mr gschwind das Schränzli zue?
Lueg jek! da fählt e Chnopf am Hemmli!
O Canti, mach mr Mämmischueh!“

Und jedem stillt sie sys Begähre
Und freut sed, wenn sie diene cha.
Und dunnt am Abe ds Dämmerstündli,
So halte re die Chlyne-n-a,

Sie jöll ne doch e Gschicht erzelle,
De brichtet sie vo Prinz und See.
Chuum isch sie fertig mit em Mährli,
So heißt es: „Weisch keis anders meh?“

Mängs Bruutcheid het sie ghulfe näie
Und het drby a ds eigne dänkt,
Wo sie u'bruucht mit bittere Träne
Het i ne stille-n-Egge g'hänkt.
Und wenn der Tod het Vdkehr ghalte,
So het sie o i schwärem Leid
Mit trüebe-n-Ouge flyßig gschaffet
Am wyße, letschte-n-Herdechleid.

Sie guzet nie mit guete Worte,
Wenn öpper Rat und Trojdt begährt,
Drum isch die gueti alti Tante
Bi ihrne Lüüt gar grüüßlech wärt.
So lang, bis daß sie o wird säge:
„Herr, nimm mi jek i Gnade-n-a!“
Und still zum Gang i ds ewige Läbe,
Wird ihres Erkerli vrlah.

G. Wäterich-Murali.